

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 202, Bromberg, den 21. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

Als sie am Abend singend heimwärts wanderten, meinte Franz bedauernd, daß nur eines ihm die Freude gestört habe: nämlich der Gedanke, daß es der letzte Frühling sei, den er mit Vater und Schwestern zusammen verlebe, da er im nächsten Oktober sein Examen machen und dann als Postmensch in irgendeinem Krähwinkel verschwinden müsse.

Da kam ein ernster Ton in die harmlose Heiterkeit der kleinen Ausflugsgesellschaft. Denn alle wußten, wie sauer ihm das werden würde, seinen liebsten Traum begraben zu müssen.

Lo ging Arm in Arm mit dem Vater ein Stückchen hinter den anderen. Sie sah, wie sein kluges, gütiges Gesicht traurig wurde. Der Junge war ja doch sein Stolz, und er konnte ihm nicht die Möglichkeit verschaffen, seinem Herzenswunsch nachgehen zu können.

Tief seufzte er, und die weiße, gepflegte Gelehrtenhand strich nervös über die faltenreiche Stirn.

Da wurde auch Charlottens Gemüt bedrückt. All das Schöne, das ihr an diesem hellen Sonnentage durch die Seele geklungen, ging unter im Druck der grauen Sorgen. Wie konnte sie auch an Glück und Liebe denken! Solch eine Heirat kostet doch Geld, und sie hatten keins. Ganz hoffnungslos fühlte sie sich auf einmal. Der still Geliebte ahnte ja gar nicht, wie arm sie sei. Er sollte es auch nie erfahren. Oder ob vielleicht für eine bescheidene Aussteuer der Mädchen gesorgt war? Es gab ja Versicherungen, Zahlkassen und so . . .

„Vater," sagte sie zaghaft aus ihren Gedanken heraus. „Hast du schon mal daran gedacht, wie das gemacht werden soll, wenn eine von uns heiratet? Da muß doch ein bißchen Geld dasein zum Wäschekaufen und Hochzeitausrichten."

Erschrocken sah der Vater sie an. „I, Lo, wie kommst du auf's Heiraten? Irma ist doch die Älteste, und sie hat noch keinen Bräutigam! Mit euch zwei Küken ist ja noch zehn Jahre Zeit, und inzwischen hab' ich mein Werk fertig."

Er arbeitete an einem kunstgeschichtlichen Werk, das er hoffte, günstig absetzen zu können.

„Wenn aber doch von uns beiden Jüngsten eine zuerst heiraten will?"

„Ja, das geht eben nicht!" Er blieb stehen und sah sie ratlos an. „Mädel, das geht nicht! Siehst du das nicht ein? Oder . . . oder ihr müßt euch reiche Männer nehmen, da hätte ich nichts einzuwenden."

„Wäre es da nicht besser gewesen, Vater, du hättest uns was lernen lassen? Damit wir uns doch eine Existenz gründen können, wenn du mal nicht mehr bist."

„Ach, Kind, lernen kostet eben auch Geld! Und wenn ich mal sterbe, so hinterlasse ich genug wertvolle Manuskripte, die ihr veräußern könnt, außerdem auch die Lebensversicherung."

Um den Mund des jungen Mädchens zuckte es. Hatte dieser Mann eine Ahnung vom Wert des Geldes! Zehntausend Mark betrug die Versicherungsprämie.

Wenn man davon ein standesgemäßes Begräbnis besorgt, was bleibt da? Aber im nächsten Augenblick schon kam es ihr als eine Roheit vor, sich mit solchen Gedanken zu beschäftigen. Schnell wechselte sie das Thema. Nur einmal noch fiel ihr alles schwer auf die Seele, das war, als sie einen Falter an sich vorübertaumeln sah. Seine prächtigen Flügel schimmerten wie gesponnene Seide, und die haarfeinen Fühlerchen zitterten, als er sich, wie zu kurzer Rast, auf ihre Schulter niederließ. Entzückt blieb sie stehen und besah das herrliche Geschöpfchen. Aber schon im nächsten Augenblick war er weit weg von ihr. War er nicht ein Bild ihres Glückes?

So farbenprächtig, so sinnverwirrend schön leuchtete auch das dicht vor ihr, um im nächsten Augenblick unerreichbar weit fort zu sein.

Ernst und schweigsam blieb sie den Rest des Tages, und als sie am Abend sich entkleidete und den Brief in der Tasche knistern hörte, da stiegen ihr die Tränen in die Augen.

Nun hatte sie doch nur Kummer von dem harmlosen Briefwechsel, der so amüsant „durch die Zeitung" begonnen hatte! Da war es das Beste, ihn abzubrechen. In diesem Sinne schrieb sie ihren Antwortbrief. Sie erwähnte nichts davon, wie der Brief ihres Unbekannten sie froh und glücklich gemacht, auch nichts von den Gründen, die sie bestimmten, ihm die Eröffnung zu machen, daß sie ihm nicht mehr schreiben wolle, sondern sie gab sich den Anstrich einer überzeugten Ehegegnerin. Heiter und launig war ihr Brief. Aber als ihn Hans Wilhelm erhielt, stieg eine tiefe Bitterkeit in seinem ehrlichen Herzen auf.

So hatte sie ihn also nicht mit Wahrheit bedient, sondern hatte ihn nur zum besten gehalten. Und er hatte es so redlich gemeint.

Ja, wer weiß, ob sie überhaupt noch frei war? Vielleicht war sie schon verlobt oder gar verheiratet? Wütend warf er den Brief in den erstbesten Schreibtischschub und ging zu Wenzel von Mendelen.

Der bemerkte, daß sein Freund miserable Laune mitbringe, und fragte, was das für eine Ursache habe. Da weihte ihn Hans Wilhelm in alles ein. Auch daß er die unbekannte Schreiberin so hoch verehrt und gemeint habe, sie sei eben das rechte Weib für ihn.

Wenzel ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann, solange er die Briefe nicht gelesen, könne er nicht urteilen. Einige der letzten hatte Hans Wilhelm bei sich, und Wenzel las sie aufmerksam durch. Mit einem rätselhaften Blick gab er sie zurück.

„Nun?" fragte Hans Wilhelm gespannt.

Wenzel zuckte die Achseln. „Den Briefen nach muß es sich um ein gebildetes, liebes Ding handeln. Ich vermute, dem Wunsche, den harmlosen Briefwechsel so plötzlich abzubrechen, liegt etwas Besonderes zugrunde."

„Was könnte das sein? Etwa doch der Wunsch, ledig bleiben zu wollen?"

„Hm! Es wäre ja auch möglich, daß sie sonst was bedrückte. Vielleicht ein Familienzwist? Ein Bruder, der Dummheiten macht, kann doch seine Schwester ohne große Anstrengung aufs Gründlichste jeder Glücksmöglichkeit berauben. Sie weiß, daß du Offizier bist und daß es also aussichtslos wäre, Hoffnungen zu nähren, die sich nicht erfüllen können. Kleine Mädels sind darin, aussichtslose Beziehungen abzubrechen, oft viel folgerichtiger, als ein Mann. Das weißt du auch wohl noch nicht? Ich möchte so gern mal alle Briefe lesen. Meiner Verschwiegenheit bist du ja sicher. Wie wäre es denn, wenn ich heute abend, nachdem ich von Tante Emmi komme, bei dir mit vorspräche und du läßt mich die Briefe mal lesen? Den belanglosesten legen wir einem Graphologen vor, und so bekommen wir doch einen Begriff von dem Charakter der Schreiberin."

Hans Wilhelm fand diese Idee glänzend und versprach, für was „Feuchtes" zu sorgen.

Als aber Wenzel am Abend kam, hatte er eine noch viel glänzendere Idee bekommen .

Er brachte ein Kästchen Briefpapier mit. Ganz eigenartig gefärbtes Briefpapier. Über zartlila Grund liefen orangefarbene Streifen. Jeder Mensch mit gutem Geschmack mußte sich über diese Farbenzusammenstellung entsetzen.

„Bitte, mein teurer Freund, ein kleines Mitbringsel! Damit du siehst, wie rührend aufmerksam ich sein kann.“

Hans Wilhelm machte ein erstauntes Gesicht.

„Nanu! Ich kenne dich nicht wieder. Wie konntest du dieses schauderhafte Briefpapier kaufen?“

Diese wenig schmeichelhafte Bemerkung störte Wenzel nicht im geringsten. Er meinte nur in überlegenem Tone: „Du wirst mir noch auf den Knien danken, wenn du erfährst, warum ich es gekauft habe.“

„Ach!? Also los, erzähl'!“

„Du wirst deiner Rätselhaften einen solchen Brief schreiben. Postlagernd Amt 10 natürlich. Dann schickst du deinen Burschen aufpassen, wie die Dame, die ihn abholt, aussieht.“

Da war Hans Wilhelm überzeugt, daß Wenzel ein zweiter Sherlock Holmes sei.

„Warum aber soll ich nicht selbst aufpassen?“ fragte er.

„Nee, das geht nicht. Ich hab' auch daran gedacht, aber die Sache wieder verworfen. Auf den kleinen Ämtern ist der Verkehr nicht so stark, daß ein Leutnant, der sich stundenlang bei den Schaltern herumdrückt, nicht auffiele. Und daß der unbekannte Schreiber ein Leutnant ist, weiß sie, sie könnte also sehr leicht vermuten, wer der sei, der sie so aufmerksam beobachtet. Verstehst du jetzt? Ich bin nämlich der Ansicht, daß ein Kennenlernen im Schalterraum von Amt 10 nicht eben sehr vornehm ist. Der ganze poetische Zauber ist doch dann futsch. Dazu gehört ein regelrechtes Stelldichein, mit tadellos aufgedrehtem „Es-ist-erreicht-Bart“ und extra-extra Hosen und ein bissel Herzpuckern vorneweg usw. usw.“

„Du bist eine Perle von Mensch und gleichermaßen als Freund“, sagte Hans Wilhelm mit Überzeugung und schlug ihn zärtlich auf die Schulter. „Also ich schicke Paul Blind. Was hat aber das mit diesem gräßlichen Briefpapier zu tun?“

„Sehr einfach! Dieses Briefpapier hat nicht sobald seinesgleichen. Der Bursche könnte sich verhören. Es schreiben andere Leute auch noch postlagernd. Wenn sich also der Brief in den Händen der bewußten Dame nicht äußerlich ein bißchen unterscheidet, so kann es uns passieren, daß er uns den Steckbrief einer Ladendame, die sich mit ihrem „Alten“ schreibt, heimbringt. Diese Farbe aber schließt jeden Irrtum aus, und wir hören unbedingt die Beschreibung der rechten Empfängerin.“

Die Geschichte war so einleuchtend, daß Hans Wilhelm dem aufmerksamen Freunde um den Hals fiel: „Kerl, aus dir wird noch mal was!“

„Nu selbstredend! Oder hast du das bis jetzt bezweifelt?“

„Ich gestehe es zerknirscht, aber ich tu' es nie wieder.“

Paul Blind ward herbeizitiert, um instruiert zu werden. Wenzel besorgte das so klar und eindringlich, daß man an dem Gelingen des Planes nicht zweifeln konnte.

Am nächsten Tage, sofort nachdem er ihn in den Kasten geworfen, nachdem er sich den verhängnisvollen Brief daheim eine Viertelstunde lang hatte ansehen müssen, stand Paul Blind im Vorraum von Amt 10 und bewachte den Ausgabeschalter. Alle jungen Damen kamen mit anderen Briefen zurück oder auch mit leeren Händen. Der Vormittag verstrich, Amt 10 schloß zur Mittagspause, und Paul Blind kam unverrichteter Sache wieder.

„Das schadet nichts,“ meinte Hans Wilhelm. „Nachher um drei gehst du eben wieder und wartest bis abends. Es kann sein, es ist nochmal umsonst, dann mußt du eben morgen wieder antreten und alle Tage, bis endlich der lila Brief abgeholt wird.“

Auch der Nachmittag verging ohne Ergebnis. Paul Blind langweilte sich sträflich, aber aushalten mußte er, denn wenn er was erkundete, so bekam er von Hans Wilhelm ein Fünfmarkstück. Das hatte er ihm versprochen.

Am dritten Tage endlich, er lümmelte gerade auf einem Schreibpult und zählte die Tintenkleckse auf der Löschpapierunterlage, sah er, daß der Schalterbeamte den bewußten Brief einer jungen Dame aushändigte. Wie ein elektrischer Schlag fuhr diese Wahrnehmung durch ihn hin. Vergessen war im Augenblick die Müdigkeit, die ihn in dieser Untätigkeit wie mit tausend Armen umstrickt gehalten hatte. Er riß sein Notizbuch heraus und notierte, was er nur irgend von ihr sehen und wahrnehmen konnte. Ein Stück lief er noch eifrig schreibend hinter ihr her, dann flitzte er nach Hause, um Bericht zu erstatten. Das Wichtigste, sie bis zu ihrer Wohnung zu verfolgen, vergaß er, aber das war ihm ja auch nicht aufgetragen worden.

Hans Wilhelm lehnte im Fenster und sah ihn um die Ecke gestoben kommen. Er eilte hinaus und riß die Vorsaaltür vor ihm auf.

„Melde gehorsamst, Herr Leutnant, daß ich die Dame gesehen habe.“

„Also?!“

Paul Blind schlug sein Notizbuch auf und berichtete. „Die Dame ist ungefähr so groß wie das gnädige Fräul . . . Wollt' sagen, die Frau Baronin von Dettenheim.“ Paul Blind stammte aus Süren. Sein Vater war seit zwanzig Jahren Schaffner auf der Sürenschen Besitzung. „Die Dame trug ein schönes Sommerkleid von eigentümlicher Farbe. Es war so zwischen gelb und hellbraun.“

„Also modefarben,“ warf Hans Wilhelm ein.

„Sie trug einen runden, weißen Strohhut mit schwarzem Bande und gehäkelte Handschuhe aus Seidenzwirn. Sie war von schönem, geradem Wuchse und hatte ein klares Gesicht mit grauen Augen. Die Haare sind dunkelblond oder rötlich, das kann ich nicht genau angeben. Der Kern war blank in den Flechten, was ein Beweis dafür ist, daß es kein falscher Wilhelm sein kann, indem die alle ein bißchen fuchsig aussehen.“

Hans Wilhelm unterdrückte mit Mühe ein schallendes Gelächter. „Paul, du bist aller Burschen Krone! Hier hast du ein Goldstück, und wenn du über die ganze Sache nicht schweigst, so dreh' ich dir den Hals um! Die drei Blätter, die du mir mit dem Signalement der Dame vollgeschmiert hast, schenkst du mir, nicht wahr?“

Paul beeilte sich, sie aus dem Notizbuch herauszureißen.

„Hast du sonst noch was wahrgenommen?“

„Befehl, Herr Leutnant! Die Farbe des Briefes schien der Dame nicht zu gefallen, denn wie sie eben bei mir vorbeiging damit, schob sie die Lippe ein bißchen in die Höh, wie das gnäd . . . wollt' sagen, die Frau Baronin immer tat, wenn sie mal nicht mit in die Fohlenkoppel durfte.“ Hans Wilhelm prustete auf. „Ja, vor der Farbe entsetzt sich selbst ein Blinder, das glaub' ich gern! Also, Paul, das hast du mal großartig gemacht! Aber natürlich, was so ein rechter Sürenscher Dorfjunge ist, der hat Grips im Döskopp!“ Und er raffte die ausgerissenen Blätter zusammen und ging zu Wenzel, um ihm Bericht zu erstatten.

Los Brief an Hans Wilhelm v. Süren.

„Also, das hätte ich nicht gedacht. daß Sie noch einmal schreiben würden auf meinen letzten Brief hin. Sie wollen mich durchaus kennenlernen? Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll! Ich will doch nicht! Sagen Sie selbst, kann es ein Vergnügen sein, ein verschrobenes Mädel kennenzulernen? Etwas Angenehmes ist das wahrlich nicht. Gewiß, auch mir wird was fehlen. Ich bekenne das offen gegen alle Schicklichkeitsgesetze. Aber in diesem Falle darf ich denen mal ein Schnippchen schlagen, denn wir werden uns ja doch niemals sehen, und mir bleibt das Erröten erspart. Ihre Briefe waren so was Helles, Liebes in meinem jungen Leben, das eigentlich recht leer ist. Ich darf Ihnen gar nicht einmal sagen, warum ich durchaus nein sagen muß als Antwort auf das schöne, große Vertrauen, das Sie mir durch Ihren Antrag bewiesen haben. Ich danke Ihnen sehr, sehr dafür. Bitte, glauben Sie mir. daß ich nur mit tiefem Bedauern diesen Brief schreibe. Doch noch ehrlicher als in diesem Augenblick darf ich nicht sein, oder ich würde jenseits der Grenze stehen, die meine Frauenwürde gebietet. Eine himmelhohe Wand steht zwischen uns.

Leben Sie wohl!

Vergessen Sie Ihre Rätselhafte.“

Hans Wilhelm an Lo.

„Teure, verehrte Rätselhafte!

So, also eine Wand steht da? Solche Wände gehen aber zum Einreißen. Und um das zu bewerkstelligen, wünsche ich mich mit Ihnen aussprechen zu können. Bitte, bestimmen Sie Zeit und Ort! Machen Sie, was Sie wollen, aber schreiben Sie mir nicht ab. Sonst komme ich einfach in Ihre Wohnung und mache Ihnen meine Aufwartung. Lachen Sie nicht! Es ist mir möglich gewesen, zu erfahren, daß Sie am 13. dieses Monats, nachmittags um vier Uhr, ein modefarbenes Kleid, einen weißen Hut und schwarze Handschuhe getragen haben. Wie sollte es mir nicht möglich sein, Ihre Wohnung ausfindig zu machen? Ich nehme mir einen gewiegten Detektiv, und Sie werden ja sehen. Ich erkläre dann eben Ihrem Herrn Vater oder Ihrer Frau Mutter: Ihre Tochter Lo und ich wollen uns heiraten.

Ich hab' das Mädel unsinnig lieb, obwohl ich sie noch nicht gesehen habe. Ihren Briefen nach darf ich mir einbilden, daß sie mir nicht eben gram ist. Ich bitte in aller Form um ihre Hand.

So, das mach' ich. Ich bin ein anständiger Kerl, und wahre Frauenwürde hat an mir den innigsten Beschützer, das dürfen Sie mir glauben. Aber ich habe Sie doch im Verdacht, daß Ihre Frauenwürde in diesem Falle ein ganz mächtiges Vergrößerungsglas aufhat, um ein unwesentliches Hindernis anwachsen zu lassen zu der Höhe des Brandenburger Tores. Ich weiß aus Ihren Briefen, daß Sie ein feinfühliges Menschenkind sind, ein Umstand mehr, Sie mir

lieb zu machen. Aber oft kommen solche Leute in die Gefahr, einem Phantom sich selbst zu opfern. Ich fürchte, ein solcher Fall liegt hier vor, und das werde ich verhindern. Nebenbei bemerkt, muß ich nicht bis an mein Lebensende den Degen tragen, sondern mein Vater hat mich nur unter die Soldaten geschickt, daß ich mir den nötigen Schliff und ein hübsches Mädel hole.

Vielleicht ist diese Bemerkung geeignet, einen Irrtum aufzuklären? Sie mögen so verschroben sein, wie Sie nur wollen, damit schrecken Sie mich nicht ab! Ich werde es möglich machen, Sie kennenzulernen. Ein energischer Kerl weiß sich in jeder Lage zu helfen! Das werd' ich Ihnen beweisen!

Ihrer sehnlichst erwarteten Zusage entgegensehend bleibe ich Ihr Sie innig verehrender Leutnant."

Als Lo diesen Brief bekam, ging sie leise in ihr Stübchen und weinte ein bißchen. Er ist ein entzückender Mensch, stellte sie bei sich selbst fest. O Gott, was für eine Wonne muß es sein, solch einen Mann zu haben! So fest und treu! Lieb und herrisch zugleich. Was tu' ich denn? Hingehen und ihm sagen: Ich bin ein Kirchenmäuschen, und wenn du mich freien willst, so wird's ein teurer Spaß für dich, denn ich besitze nur das, was ich alle Tage anzieh'. Gräßlich! Das geht doch nicht! Könnte man nicht darum herumkommen? Kennenlernen möchte ich ihn ja brennend gern . . .

Einen Tag und eine Nacht lang überlegte sie, dann schrieb sie ihm Antwort.

„Ich sehe, daß ich Ihnen nicht entrinnen kann. Ich werde am nächsten Sonnabend im Skulpturensaal der Bildergalerie sein. Zur Stunde der Eröffnung erwarten Sie mich dort. Angetan bin ich mit besagtem Kleid und Hut. Erkennungszeichen: ein fürchterlich böses Gesicht. Nun also nur noch ein paar kurze Tage

Ihre Rätselhafte."

(Fortsetzung folgt.)

Gigolo.

Ein Zeitbild von Heinz Tovote.

„In der großen Halle wird ja getanzt. Ach bitte, laß uns doch einen Augenblick hineingehen."

„Aber Kind, bei dem schönen Wetter draußen."

„Ach bitte, Albert, mir zuliebe. Auch wenn ich nur zusehen darf, weil du nun mal selbst nicht tanzen willst."

Einen Augenblick zauderte er, dann nickte er ihr zu. Es war ja eigentlich die erste Bitte, die sie in ihrer jungen Ehe an ihn stellte. Aber seinen vierzig Jahren durfte sie es nicht zumuten, daß er diese neumodischen Tänze noch lernte.

Also traten sie in den großen Saal des Hotels, wo sie abgestiegen waren. Die Musik hatte gerade wieder begonnen, und der Raum war fast ganz besetzt. Aber der Oberkellner, der sie auch bei Tisch bediente und der wußte, daß dieser Herr mit der blutjungen Frau ein bekannter Industrieller war, hatte rasch für einen Tisch in der vordersten Reihe gesorgt.

Ganz gedämpft wurde an einzelnen Tischen geplaudert, wenn die Jazzkapelle schwieg, nach deren Klängen sich in dem freien Raume zwischen den engstehenden Tischen die Paare drehten. Sie wippte mit dem Fuße nach dem Takte des aufpeitschenden Rhythmus dieser Tanzmusik.

„Ach, wie gern würde ich einmal tanzen", sagte sie leise.

„Aber das geht doch nicht, du kennst ja auch niemand."

Der Herr im Cut, der hier und da an einem Tische stehen blieb und die Gäste begrüßte, lächelte und machte ihr eine kleine Verbeugung, und sie sah, wie er mit einem jungen Manne sprach und ihm mit den Blicken den Tisch wies, an dem sie saß.

„In einem öffentlichen Lokale, wo du niemand kennst."

„Warum nicht? Sieh doch nur, die Herren fordern einfach auf. Die beiden Töchter der Amerikanerin, die mit uns hier ankam, tanzen ununterbrochen. Und die kleine Maud sagte mir, wenn man hier herkommt, heiße das, daß man eben gern tanzen möchte."

„Deshalb sind wir aber nicht hergekommen."

„Ich schon!" sagte sie lachend. „Wenn jetzt ein Herr kommt und mich auffordert, kann ich ihn doch nicht abweisen."

Ehe er noch antworten konnte, stand ein blonder Herr an ihrem Tische, machte eine kaum merkliche Verbeugung gegen ihn und eine tiefere vor ihr, und schon erhob sie sich. Der junge Mann legte den Arm um sie, und sie tanzten. Sie war ein wenig befangen diesem fremden Menschen gegenüber, der kein Wort sprach, sondern sie nur führte. Stumm blieb er auch, als die Musik abbrach und die Paare im Saale stehen blieben und in die Hände klatschten, bis die Musik wieder anfing. — Dann brachte er sie wortlos an ihren Platz zurück.

An ihrem Tische hatte ein anderes Paar Platz genommen, leise flüsterte sie ihm zu: „Sieh nur, wie komisch, keiner spricht beim Tanze mit dem anderen. Als ob der Tanz eine heilige Handlung sei."

Ein kleiner dunkelhaariger Herr stand vor ihr, und schon hob sie den Arm und legte die Hand auf seine Schulter — und diesmal fühlte sie, wie sie ganz in dem Rhythmus des Tanzes aufging. Und wieder wurde kein Wort gewechselt, nur am Schluß in die Hände geklatscht, bis das kleine Orchester den Tanz noch einmal aufnahm.

Sie setzte sich wie beglückt an ihren Platz, und leise sagte sie: „Also das ist ein ganz wunderbarer Tänzer."

Sie hatte eben die Tasse an den Mund gehoben, als ein neuer Tanz begann. — „Hör' nur: Valencia!"

Aber mehr konnte sie nicht sagen, denn wieder stand der Herr vor ihr, mit einem feinen Lächeln um den Mund.

Als sie zurückkam, sagte sie: „Weißt du, es muß wohl ein Ausländer sein, ich glaube ein Spanier. Vielleicht kann er kein Wort deutsch. Aber er müßte doch eigentlich ein bißchen Englisch oder Französisch können, nicht wahr?"

„Wollen wir nicht gehen?"

„Aber Albert, bitte! Gönnst du mir nicht, daß ich tanze?"

Er zuckte ein wenig mit der Schulter, aber er wollte ihr doch nicht zeigen, wie die Eifersucht in ihm aufstieg. Er sah, wie all die vielen jungen Frauen und Mädchen sich dem Tanze hingaben. Er beobachtete genau: der Mann behielt sein ruhiges Gesicht. Sie t a n z t e n nur. —

„Ach, Albert, frag doch mal, was eigentlich die großen Zahlen auf dem Parkett bedeuten. Sieh nur: immer in einem Viereck eine ganz große Zahl. Weißt du es nicht? Wenn der Spanier mich wieder holt, darf ich ihn einmal danach fragen?"

„Die Zahlen sind für den Roulettetanz," sagte die Dame am Tische und lächelte ihr zu.

„Hör' nur: wieder Valencia. Weißt du, ob der Padilla Italiener oder Spanier ist? Ich möchte mal den Spanier fragen."

Und leise summte sie die Melodie mit, die durch die ganze Welt ging, seit die Mistinguette sie gesungen.

„Dein Spanier scheint aber genug von dir zu haben."

„Erlaube mal, er hat so viel mit mir getanzt, daß er auch mal mit einer anderen tanzen kann. Sieh nur die vielen hübschen Frauen. Dort diese beiden schlanken Amerikanerinnen."

„Dafür sind die Herren um so salopper. In grauen Röckchen, und dein Spanier trägt sogar Gamaschen."

Ein schnurrendes Geräusch unterbrach die Stille. Neben dem Orchester war ein Rad aufgestellt, wie er das von den Jahrmärkten seiner Kindheit kannte, wo Pfefferkuchen oder Wirtschaftsgegenstände ausgespielt wurden. — Das Rad war ganz mit Blumen geschmückt, und die Blumen drehten sich nun im Kreise.

Eine plötzliche Bewegung kam in die Gesellschaft, die Damen hoben die Köpfe, und sie sahen nach den Herren aus, und ehe noch die Musik begann, standen sie schon in Erwartung der Musik, da kam auch der Spanier und führte sie durch die Paare, die wie suchend zu Boden sahen. Und dann begann die Musik, und die Paare drehten sich; einzelne fast auf der Stelle, andere hatten sich eine Ecke ausgesucht, aus der sie nicht herauskamen, nur wenige tanzten wie gewöhnlich.

Man hörte das Schnurren des Rades, nach dem sie ebenso eifrig ausschauten wie auf die Nummern zu ihren Füßen. Das Rad lief langsamer, und dann hielt es an. Zugleich brach die Musik ab, und der Herr am Rade rief: Nummer 82.

Eine helle Damenstimme aus einer Ecke rief ganz aufgeregt: „Hier! . . . Hier!" . . . Und die Dame erhielt eine schlanke, rotgekleidete Puppe, mit ganz langen, aus dem kurzen Rocke heraushängenden Beinen, die sie vergnügt in Empfang nahm.

Der Tanz ging weiter, und nach einer ganzen Weile schnurrte wieder das Rad. Er sah den Spanier und Lisa, wie sie nicht weit von ihm standen, mit einem Fuße auf einer Nummer, während ihre Augen die Nebenzahlen zu entziffern suchten.

„Sechsundzwanzig!"

Er sah, wie Lisa, von ihrem Partner gezogen, rasch einen Schritt seitwärts tat, ehe das Nebenpaar es merkte, und wie ihr das Blut in die Wangen schoß, als sie: Hier! rief.

Und schon kam der Manager auf sie zu und überreichte ihr eine Puppe in gelber Seide, die sie an sich drückte, und die sie dann mit der Hand an der Schulter ihres Partners hielt und hoch hob wie im Triumph, als sie am Tische vorbeitanzte. Als die Musik wieder abbrach, sah er, wie sie ihrem Partner zunickte und an den Tisch kam.

„Sieh nur die entzückende Puppe!"

„Sehr schön, aber nun habe ich genug. Wir wollen gehen."

Aber schon hatte ein neuer Tanz begonnen, und wieder wurde sie von ihrem Partner geholt. Sie wollte die Puppe liegen lassen, aber er nahm sie vom Tische, und sie sah, daß auch die anderen Damen ihre Gewinne im Arm behielten.

Er hatte dem Kellner gewinkt, der seinen Block zog und die Nota vor ihn hinlegte.

„Erlauben Sie mal, was bedeutet denn dieser Posten? .. Zehn Mark Danse? Der Tanz ich doch frei, oder nicht?"

„Gewiß, mein Herr."

„Oder ist das etwa für eine Puppe?"

„Nein, mein Herr, das ist für den . . ."

Er sah nach dem Spanier hin, der gerade vorbeitanzte.

„Verzeihung, mein Herr. Ich hatte es so verstanden. Aber wenn der Herr nicht damit einverstanden sind."

„Wie denn, das ist für den . . ."

„Jawohl, mein Herr! Gigolo!"

„Ach, das ist . . ."

„Sehr wohl, mein Herr."

„Aber dann selbstverständlich! . . . Bitte hier!"

Sehr vergnügt beglich er die Rechnung. — Deshalb hatte er sich den ganzen Nachmittag geärgert und hatte wie auf Kohlen gesessen? Erleichtert faltete er die Nota zusammen.

„Nun wollen wir aber gehen, Lisa!"

Sie sah sich um, weil der letzte Tanz begann, aber der Spanier war nicht zu sehen. Schade! . . ., dachte sie.

Auf ihrem Zimmer oben sagte sie nachdenklich: „Ich möchte nur wissen, wer der Spanier war. Der Arme kann gewiß kein Wort Deutsch. Meinst du nicht?"

„O doch, das kann er schon."

„Wieso? Woher weißt du?"

„Ich habe mich erkundigt."

Lachend nahm er die Rechnung heraus — legte sie auf den Tisch, und indem er sie mit der Hand glattstrich, sagte er überlegen: „Gigolo! . . . Hier steht es: Danse, dance = 10 Mark."

„Was bedeutet das denn? Doch nicht etwa . . ."

„Doch! Für die älteren Herren, die mit ihren jungen tanzlustigen Frauen kommen, sagte der Kellner mir. Dazu sind die jungen Herren da. Sie tanzen, aber viel Reden ist verpönt. Tanzen und — Stummsein ist ihr Beruf."

Sie sah, die Augenbrauen zusammengezogen, auf die Rechnung, und der Glanz in ihren Augen erlosch langsam. Dann sagte sie still: „Schade! Das hättest du mir nicht sagen sollen."

„Ach, du dachtest, um deiner schönen Augen willen?"

„Warum nicht? — Schade! sage ich nur."

„Ja, ja, der Spanier! Und nun nur ein G i g o l o. Und ich, der schon eifersüchtig wurde."

„Warst du das?" fragte sie und streichelte dabei die Puppe, die sie noch immer im Arm hielt.

Und ein leichtes, zufriedenes Lächeln huschte um ihren Mund, während er sich bedächtig eine seiner schweren Zigarren anzündete und schmunzelnd vor sich hinsagte:

„Nur ein G i g o l o, der stolze Hidalgo! . . ."

Geschichten um die Prohibition.

Nach dem Amerikanischen von **Kurt Miethke.**

Ein Dampfer fährt aus dem Hafen von Neuyork.

Sämtliche Passagiere sind in ungeheurer Wut: In letzter Stunde haben sie erfahren, daß der Kapitän ein unerbittlicher Alkoholgegner ist.

Auf dem ganzen Schiff ist kein Tropfen Alkohol aufzutreiben. — Man tröstet sich mit der Aussicht auf den nächsten Hafen, wo man sich zu entschädigen gedenkt.

Der Kapitän bekommt Wind von diesen Wünschen und fährt an dem Hafen vorüber.

Da stürzen sich zwei Herren ins Wasser, schwimmen dem nahen Hafen zu.

Den Kapitän packt der Ärger. Er läßt ein Rettungsboot mit vier Ruderern hinter den beiden herjagen. Aufgeregt verfolgt man auf dem Schiff die Jagd.

„Jetzt sind sie ganz nahe an den beiden dran — jetzt haben sie sie eingeholt — jetzt nehmen sie sie ins Boot — und j e t z t f a h r e n s i e a l l e s e c h s i n d e n H a f e n."

*

Der Zug fährt durch Minnesota. Bullenhitze. Endlich macht er auf einer kleinen Station Halt.

Ein Mann läuft herum mit einem Korb voll Flaschen.

„Salmiakgeist", brüllt der Mann und zwinkert dabei mit den Augen. „Salmiakgeist gegen die Mücken. Ein Dollar die Flasche."

Die Flaschen gehen ab wie warme Semmeln.

Der Zug setzt sich in Bewegung, man öffnet die Flaschen, und ein Schrei der allgemeinen Entrüstung ist vom ersten bis zum letzten Wagen zu hören.

Der Mann hat richtigen Salmiakgeist verkauft. . . .

*

Man nähert sich X. In X. wird der ganze Zug auf Alkohol untersucht.

Smith hat fünf Pullen Kognak im Gepäcknetz liegen, wickelt um jede einen Dollarschein und geht in den Speisewagen.

Station X.

Ein Kontrollbeamter nähert sich Smith: „Sind Sie der Herr im Abteil 8?"

Smith nickt erschrocken.

„Well," sagt der Beamte, „wir haben bei der alten Dame im Abteil 9 zwei Flaschen Sherry gefunden. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir sie in I h r G e p ä c k n e t z gelegt haben. . . ."

*

Uppercut kann es nicht mehr aushalten. Uppercut vergeht bald vor Sehnsucht nach einem Schnaps.

Uppercut geht zu einem Apotheker: „Verkaufen Sie mir doch ums Himmelswillen einen Schnaps."

Der Apotheker schüttelt den Kopf: „Da müssen Sie erst von einer K r e u z o t t e r gebissen sein."

„Wo wohnt eine Kreuzotter?" schüttelt Uppercut erregt dem Mann die Schultern.

„Bondstreet 18, vierzehnte Etage."

Uppercut rast nach Bondstreet 18, vierzehnte Etage.

„Sie haben eine Kreuzotter?"

„Yes, Sir."

„Da kann man sich beißen lassen?"

„Yes, Sir."

„Ich möchte gebissen werden."

„Very well," sagt der Kreuzotterbesitzer. „Kommen Sie am 17. Juli 1928, bis dahin ist die Kreuzotter v o r b e s t e l l t."



Bunte Chronik



* **Der Bischof des Nordpols.** Kürzlich ist Monsignore Gabriel Breynat, der Bischof von Mackenzie, in Rom angekommen. Er kommt direkt von der Missionsstation Aklavik, die die nördlichste Pfarrei der Welt ist; sie liegt an den Ufern des Eismeeres, etwa 200 Kilometer nördlich des Polarkreises. Der Bischof hat die lange Reise unternommen, um an dem Kongreß des Oblatenordens teilzunehmen, zu dem er gehört. Er wurde vom Papst empfangen, dem er ausführlichen Bericht über die Missionsarbeit in der nördlichen Polarregion erstattet hat. Der Bischof erwähnte dabei, daß die Grauen Schwestern im Begriffe seien, eine Mission für die Eskimos in Polargebieten zu gründen. Auch die Oblaten wollen eine Mission auf der Insel Viktoria auf dem 73. Breitengrad gründen. Monsignore Breynat, der den Beinamen „Bischof des Nordpols" erhalten hat, besitzt nur noch einen Fuß, der andere ist ihm auf einer Missionsreise erfroren. Seine Diözese ist siebenmal so groß wie Italien. Er hat das Gebiet im ganzen fünfmal durchquert und bereits 30 Winter im Eise zugebracht.

*

* **Römische Frauen als Rechtsanwälte.** Schon im alten Rom haben Frauen den Anwaltsberuf ausgeübt, indem sie das Recht hatten, diejenigen auf dem Forum zu vertreten, die sich nicht selbst verteidigen konnten. Zwei Frauen, Arnesia Sentia und Hortensia, die Tochter des bekanntesten Anhängers Ciceros, Hortensius, hatten sich durch ihr Talent und ihre Beredsamkeit einen großen Ruf erworben. Dagegen hatte eine gewisse Gaia Afrania, die Gattin des Senators Licinius Buoccionus, durch ihr brutales Auftreten es dahin gebracht, daß ihr verboten wurde, öffentlich das Wort zu führen, welches Verbot dann auf alle Frauen ausgedehnt wurde. Seitdem nannte man Frauen, die unangenehm auffielen, Afrania. Sie plädierte noch bis zu dem Jahre, in welchem Cäsar zum zweiten Male Konsul wurde.

*

* **Das Wörterbuch von Oxford.** Das große Wörterbuch von Oxford, an dem zahlreiche Gelehrte mehr als ein halbes Jahrhundert gearbeitet haben, soll nunmehr zur Ausgabe kommen. Das Werk ist mit größter Sorgfalt zusammengestellt. Um sich einen Begriff von der Ausführlichkeit zu machen, sei hier erwähnt: Zehn Blattseiten in ganz kleiner Schrift sind dem Worte „Pferd" gewidmet und die ersten 50 Seiten des Buchstaben „u" haben ausschließlich Beziehung auf den Zusatz „ug", der in der englischen Sprache sehr zahlreich ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. H e p k e in Bromberg.
Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.